

Chroniken von Chaos und Ordnung

J. H. Praßl

FANTASY

Thorn Gandir



Thorn Gandir

J.H. Praßl

Chroniken von Chaos und Ordnung 1

Thorn Bandir

Aufbruch

 **acabus**



**Praßl, J.H.: Die Chroniken von Chaos und Ordnung. Band 1:
Thorn Gandir. Aufbruch, Hamburg, acabus Verlag 2021**

7. Auflage

ISBN: 978-3-86282-210-2

Lektorat: Daniela Sechtig, acabus Verlag

Umschlaggestaltung: Annelie Lamers, acabus Verlag

Umschlagmotiv, Illustrationen und Karten: © J.H. Praßl

Einige hier verwendete Elemente wurden mit freundlicher Genehmigung des Verlages für Fantasy- und Science-Fiction-Spiele aus dem Fantasy-Rollenspiel MIDGARD übernommen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich und kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.

PDF: ISBN 978-3-86282-211-9

ePub: ISBN 978-3-86282-212-6

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der acabus Verlag ist ein Imprint der Bedey Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© acabus Verlag, Hamburg 2021

1. Auflage 2013, acabus Verlag Hamburg

Alle Rechte vorbehalten.

<http://www.acabus-verlag.de>

Printed in Europe

Widmung

Dieses Buch widmen wir folgenden Personen, die durch ihren Einsatz im Spiel und ihre Individualität zusammen mit uns die Welt Amalea zum Leben erweckten.

Chris: Für dein einzigartiges Charakterspiel. Du warst der Lichtblick in den düstersten Stunden.

Dominik: Für die Verkörperung der Skepsis innerhalb unserer kleinen Gruppe, die so manch interessanten Konflikt heraufbeschwor.

Kathi: Für deine unverschleierte Härte in der Umsetzung machthungriger Charaktere. Dein Sinn dafür, klare Verhältnisse zu schaffen, hat die Story ordentlich vorangetrieben.

Max: Für das Gebot der Vernunft in Zeiten des Chaos. Dein Sinn für Moral und Ordnung war erstaunlich inspirierend.

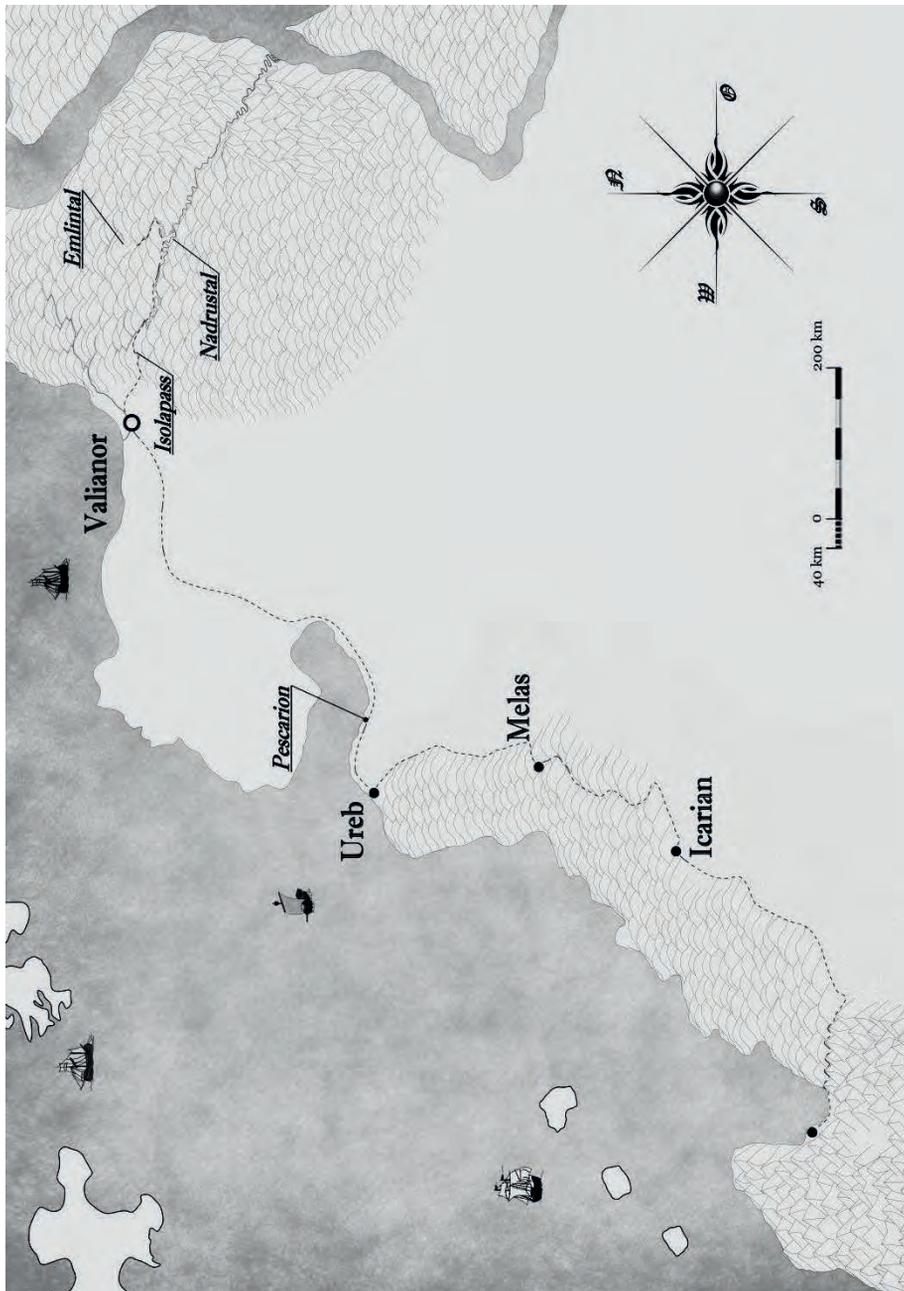
Alex, Boris, Georg, Gus, Gux, Hoink, Karin, Lili, Peter, Roli, Simona, Tom, ... (um nur ein paar der „Vorausspieler“ zu nennen).

Eure Ideen, euer Einsatz und die liebevolle Ausgestaltung eurer Figuren sind uns nach wie vor eine unendliche Bereicherung für den Schritt vom Spiel zum Romanzyklus.

AMALEA



Kontinent AMINA



Aonadag, 1. Trideade im Trollmond/347 nGF

Mein Name ist ... Nein, das wäre schon zu viel gesagt.

Es ist unerheblich, wie ich heiße; unerheblich, wie man mich nennt. Denn noch bin ich ein Niemand.

Es ist zu früh für mich, offen zu sprechen, zu früh, die Dinge beim Namen zu nennen, denn im Schweigen offenbart sich vieles, das sich im Wort nie enthüllen wird. Im Schweigen offenbart sich eine Ahnung davon, dass die Welt größer ist, als wir zu begreifen imstande sind - dort zeigt sich unsere Sehnsucht, über die Grenzen des Verstandes hinauszugehen.

In der Stille liegt die Kraft der Bewegung, der Wunsch nach Größerem, der Trieb, etwas zu verändern. Und wir müssen etwas verändern, wir müssen uns bewegen.

Soviel zu dem, was ich denke.

*Wer ich bin? Nun, das wird sich früher oder später zeigen. Heute jedenfalls nennt man mich *Lebensretter, Friedensstifter, Lichtbringer, Schlüssel zu Caeir Aun Isahara ...* und (denn es gibt immer auch eine zweite Seite der Medaille) *Todesverächter, Chaosbringer, Gottesfeind, Zerstörer von Caeir Urd...**

*Die meisten nennen mich aber einfach nur *Das Sandkorn*.*

Ich denke, fürs Erste habe ich genug darüber verloren, wer oder was ich bin, selbst wenn es nichts über mich aussagt, und es wird auch noch eine ganze Weile dauern, bis ich mir darüber im Klaren bin, ob ich innerhalb der Pläne der mächtigsten unserer Wesen eine bestimmte Rolle spiele, von deren wahrer Natur ich selbst heute, acht Jahre nach meiner eigentlichen „Geburt“, nur einen unmaßgeblichen Teil kenne.

Ich bin im Grunde noch gar nicht da. Denn zu jener Zeit, da alles begann, wusste noch nicht einmal ich, dass ich im Begriff war, in

die tückischen Fahrwasser der beiden Urmächte zu geraten, die unsere Welt zum Leben erweckten, oder dass ich irgendwann einmal zum Narren der herrschenden Fraktionen Amaleas werden würde.

Alles, was ich verstand, war, dass ich einen Befehl zu befolgen hatte. Und die Verweigerung eines Befehls ist für jemanden wie mich nicht nur tödlich, sondern ein Ding der Unmöglichkeit. Zumindest verhielt es sich damals so und auch noch Jahre später. Genau genommen bin ich erst jetzt dabei, einen Befehl zu missachten und einen Weg zu beschreiten, der weit von alldem wegführt, was ich irgendwann einmal war.

Doch das *Jetzt*, von dem ich spreche, betrifft die Zeit nach der einzigartigen Begegnung, die sich am Ende des Anfangs zugetragen hat, am Ende jener Vorgeschichte, die ich hier zu klären gedenke.

Ich werde mich heute damit begnügen müssen, zu verstehen, wie alles begann und wie es zu jener Begegnung kommen konnte, die mich, meine Begleiter, ja, die ganze verdammte Welt in ein neues, ein seltsames und verstörendes Licht rückte.

Manches von dem, das mir auf meinem Weg begegnete, nahm ich für bare Münze, anderes kam mir zu Recht abwegig vor, wieder anderes erweckte meinen Zorn oder kostete mich nur ein müdes Lächeln. Aber eines habe ich am Ende begriffen:

Ich bin mehr, als ich sein sollte.

Amalea im Jahre 340 nach Gründung von Fiorinde

*Tausend und dreihundertvierzig Jahre
nach Beginn der Chaoszeit.
Fünfhundert und sechzig Jahre
nach dem Höhepunkt der Chaosherrschaft.
Hundert und neunzig Jahre
nach der Vertreibung der Chaosmächte
aus den Gebieten des Nordens, des Ostens,
des Südens und des Westens.*

Die Zeit der Dunkelheit ist vorüber. Die Völker Amaleas sind im Begriff, die Welt von den letzten Chaosanhängern zu befreien und den Göttern der *Ordnung* zu neuer Macht zu verhelfen.

Das nördlich gelegene **Alba** ist gespalten, das Elfenreich **Albion** gegründet und gefestigt. Während der Sieg der Elfen ihr Volk in die Unabhängigkeit führte und Alba seiner südlichen Gebiete beraubte, häufen sich die Konflikte zwischen den unter dem Banner des albischen Königs vereinten Clans. Die Instabilität der politischen Lage bedroht den Frieden zwischen den Clanaten.

Im südlichsten Teil Amaleas, dem Wüstengebiet **Aschran**, floriert der Handel. Die Nomaden und Stämme der aschranischen Wüste und die sesshaften Völker des Nordens leben in trügerischem Frieden. Der Dunkelmagier, der in weiten Teilen der Welt unter dem Namen Al'Jebal bekannt und gefürchtet ist, kontrolliert unbemerkt das Land.

Im **Valianischen Imperium**, der Republik nördlich von Aschran, setzt der Senat unter Führung des Vorsitzenden Antonius Virgil Testaceus alles daran, das Land zu neuem Ruhm und Glanz zu führen. Indes scheint ein Sklavenaufstand in den Minen des Emlin-Tals die Pläne des Senats zu vereiteln. Die vierzehnte Legion erleidet unter Führung eines albischen Waldläufers in der entscheidenden Schlacht eine Niederlage. Das Sklavenheer zieht gegen Valianor, Hauptstadt des Valianischen Imperiums und Sitz des Senats ...

Flucht

Ein Nebel, so dicht wie das Gewebe einer Königsstola, lag blass und träge über dem Emlin-Tal. Sanfte Hügel drängten sich Schutz suchend an die steileren Hänge, die weit oben zu scharfkantigen, unpassierbaren Felswänden zusammenliefen. Das kleine Tal lag inmitten eines grauen, wild gewachsenen Gebirgslandes, das sich von der autonomen Provinz Shemora bis zu den von sanften Hügeln durchzogenen Ebenen um Valianor, der Hauptstadt des Valianischen Imperiums, hinzog.

Der Nebel nahm dem Morgen sein Licht. Er schob sich wie eine undurchdringliche Decke über das Tal und stemmte sich mit aller Gewalt gegen die Strahlen der aufgehenden Sonne, die verzweifelt versuchten, den dichten Schleier zu zerreißen, um das Resultat einer gewaltigen Schlacht zu enthüllen – einer Schlacht, die in der Nacht begonnen und mit der aufgehenden Sonne ein grausiges Ende gefunden hatte. Noch vor Tagesanbruch hatten sich Männer Auge in Auge gegenübergestanden, bereit, ihr Leben für ihre Ehre oder ihre Freiheit zu geben, bereit, für ihren Sieg in den Tod zu gehen.

Doch nur wenige wussten davon und kaum jemand kannte den eigentlichen, den wahren Grund für diese Schlacht.

Und der Nebel gab das Geheimnis nicht preis. Noch dämpfte er die Schreie der tödlich Verwundeten, verbarg er das von Blut verschmierte Gesicht eines gefallenen Kameraden, verhüllte das über den gefrorenen Boden verteilte Durcheinander von Mensch und Metall und verschluckte das Klirren der Rüstungen jener Männer, die den Sieg davongetragen hatten und nun plündernd über das Schlachtfeld zogen.

Auf den umliegenden Bergen hielt der Winter kalt und unnachgiebig den aufkeimenden Boten des Frühlings stand. Obwohl in den Tälern bereits die Schneeschmelze angebrochen war und hier und dort zarte Gräser durch die dünne Eisschicht drängten, breitete sich die dicke, wei-

ße Decke immer noch über den Großteil der Berge aus und hinderte die Vegetation am Gedeihen.

Im Süden des Tals teilten sich die Felsen, um den Emlin passieren zu lassen, der sich über Tausende von Jahren tief in den harten Felsen gegraben hatte. Aufgrund der beginnenden Schneeschmelze brauste er mit solcher Kraft durch die Emlin-Schlucht, dass er kleinere Bäume vom Ufer mit sich riss, um sie weiter stromabwärts wieder zurückzulassen.

Dort, wo die Felsen zurückwichen, der Emlin sich weitete und seine Strömung zahmer wurde, trieben zwei große Fässer den Fluss entlang. Sie waren notdürftig mit einem Seil zusammengebunden und hüpfen wie Korken hilflos von einer Welle zur anderen.

An manchen Stellen schrammten sie so knapp an den tödlichen Felskanten vorbei, dass das Holz gefährlich knirschte, doch die Fässer hielten stand.

Die Ufer des Emlin wurden flacher. Die Strömung beruhigte sich. Die beiden Fässer wurden langsamer und tanzten nicht mehr ungebündigt auf den Wassern. Da krachte es plötzlich und das Holz des ersten Fasses barst. Kleine Holzsplitter sirrten durch die Luft, als der Deckel ins Wasser geschmettert wurde. Eine Männerstimme drang aus dem Inneren des Fasses und übertönte kurzzeitig das Rauschen des Flusses.

„Wir gehen an Land!“

Es klang wie ein Befehl und die Reaktion folgte augenblicklich, als auch der Deckel des zweiten Fasses splitterte. Zwei schlanke Beine glitten ins Wasser, gefolgt von einer weiblichen Silhouette. Binnen weniger Augenblicke wurde die Frau von der Strömung erfasst und vom Sog nach unten gezogen. Gischt übersprühte ihr Gesicht, als sie ein Stück flussabwärts prustend wieder auftauchte und mit ganzer Kraft zu schwimmen begann.

Es platschte. Aus dem ersten Fass wuchtete sich ein Mann ins kalte Wasser und versuchte, das Fass zu packen, bevor der Fluss es mit sich riss. Von der Kälte des Wassers überrumpelt, atmete er ruckartig ein, verschluckte sich und hustete erbärmlich. Im letzten Augenblick bekam er den Rand des Fasses in die Finger und klammerte sich daran fest.

Dann mühte er sich damit ab, den restlichen Inhalt des Fasses freizubekommen.

Zwei Arme plumpsten ins kalte Nass. Erleichtert ergriff sie der Mann in Höhe der Ellenbogen und stemmte sich mit seinen Füßen gegen den Rand des Fasses, das sich gefährlich nach unten neigte. Er verlor den Halt und versank im Wasser. Als er prustend wieder an die Oberfläche kam, konnte er im letzten Moment das Seil packen, das die beiden Fässer verband, und den Behälter zu sich heranziehen. Dann ließ er das Seil los und umfasste den Oberkörper der im Inneren eingeschlossenen Frau. Mit aller Kraft zog er ihren reglosen Körper heraus, bis endlich ihr Kopf in der Öffnung erschien. Lange schwarze Haare glitten ins schäumende Nass und wanden sich wie Schlangen auf der Wasseroberfläche. Die feinen Gesichtszüge und spitzen Ohren einer Elfe wurden sichtbar. Um ihre Stirn wand sich ein schmutziger, blutdurchränkter Verband.

Unterdessen näherte sich die andere Frau dem Ufer und begann hektisch nach etwas zu suchen, an dem sie sich festhalten konnte. Als der Ast einer Weide vorüberglitt, packte sie ihn und zog sich keuchend in die seichteren Ufergewässer, die hinter der Weide lieblich dahinplätscherten. Sie schaffte es gerade noch, sich über die Böschung zu schleppen und den kleinen Rucksack von ihren Schultern zu reißen. Dann sank sie zu Boden und blieb reglos liegen. Aus ihrem knielangen, schmutzigen Hemd und dem dünnen Ledermantel tropften Wasser und Blut.

Der Mann kämpfte noch immer mit dem Körper der reglosen Elfe und dem schwankenden Fass, das unter seinen Händen unruhig hin und her rollte. Schwer und leblos hing das blasse Gesicht der jungen Frau über den Rand des Fasses. Ihre Augen waren geschlossen, die Lippen blutleer. Fluchend mühte sich der Mann damit ab, sie vollständig aus dem Fass zu zerren, ohne ihren Kopf unter Wasser gleiten zu lassen. Als es ihm endlich gelungen war, stieß er das Fass von sich, schlang seine Arme um ihre Brust und begann gegen die Strömung anzukämpfen. Zielsicher schwamm er mit seiner schweren Last auf die Uferböschung zu, wobei er immer wieder von reißenden Strudeln nach unten gezogen wurde.

Die Lippen des Mannes waren vor Kälte blau angelaufen. Immer öfter holte ihn der Sog unter die Wasseroberfläche. Immer größer wurden die Abstände, in denen er Luft holen konnte. Doch der unbändige Wille, am Leben zu bleiben und das Leben der Frau in seinen Armen zu schützen, hielt ihn bei Kräften.

„Wo bist du?!“, schrie er hustend die Böschung hinauf, der er sich langsam näherte.

Keine Antwort.

Plötzlich tauchte das Gesicht seiner Begleiterin zwischen den Büschen auf. Sie schlitterte halb zum Fluss hinunter, halb hastete sie am Ufer entlang, während sie den Mann im Auge behielt. An einer Stelle, wo ein kleines Felsplateau ins Wasser ragte, kam sie rutschend zum Stehen und legte sich flach auf den Bauch. Ihre Hände streckte sie so weit sie konnte über den Emlin hinaus.

„Schwimm so nah wie möglich an den Stein heran!“, schrie sie, während der Mann in rasantem Tempo auf das Felsplateau zutrieb.

Er antwortete nicht, ruderte, mit der Linken den leblosen Körper umschlingend, hektisch auf die rettenden Hände zu. Doch seine eigene Hand war von der Kälte so taub, dass er nicht richtig zugreifen konnte und abrutschte. Unvermittelt ließ er die Elfe los und streckte die andere Hand nach seiner Begleiterin aus. Er krallte sich daran fest und schaffte es gerade noch, mit seinen Beinen die bewusstlose Elfe zu umklammern, die von der Strömung fast fortgerissen worden wäre. Eine Weile verharrte er schwer atmend, während seine Retterin auf dem Felsen die Zähne zusammenbiss.

Endlich packte der Mann mit seiner freien Hand die bewusstlose Elfe, zog sie zwischen sich und den Felsen und drückte sie so fest dagegen, wie es die Strömung erlaubte, die seine Beine immer wieder flussabwärts drücken wollte. Doch um sie am Felsen hochzuheben, fehlte ihm die Kraft.

Flehend blickte er in die Augen seiner Begleiterin, aber sie reagierte nicht.

Sein Blick wurde zornig.

Die Frau zögerte. Schließlich griff sie der Bewusstlosen unter die Achseln und zog sie das letzte Stück über den Felsen. Kraftlos zog sich auch der Mann am Stein hoch, bevor er völlig erschöpft zusammenbrach und keuchend liegen blieb.

„Das hat uns gerade noch gefehlt!“, zischte die Frau.

Mit einem abfälligen Blick auf die ohnmächtige Elfenkriegerin, kletterte sie über die Böschung und verschwand im Schatten der Bäume.

Der Mann wälzte sich schwer atmend auf den Rücken. Seine Hand fiel kraftlos auf die Brust der Elfe, die an seiner Seite lag. Die Erschöpfung machte ihn unfähig, sich aufzurichten oder auch nur seinen Mund aufzumachen. Er schloss die Augen und sog die kalte Morgenluft ein. Seine Hände fühlten sich taub an und in seinem Kopf hämmerte es. Das Blut, das noch vor Kurzem in seinem Gesicht geklebt hatte, hatte der Fluss fortgewaschen, aber seine Lederrüstung war immer noch mit roten Flecken übersät und hing zerrissen und lose an seinem zerschundenen Körper. Quer über seine Brust zog sich ein langer blutiger Schnitt. Um seine Hüften hing ein Lederbeutel. Ein Dolch steckte in einer Scheide, die über seinen Oberschenkel gebunden war, und an seinem Gürtel hing eine wasserdichte, lederne Rolle. Um den Rücken hatte er ein kleines Bündel geschnallt. Sonst hatte er nichts bei sich, abgesehen von der leblosen Elfe an seiner Seite.

Er atmete den Duft des feuchten Moores ein und den modrigen Geruch der nassen Baumrinden. Mit der Natur erwachte in ihm ein Gefühl der Zuversicht, das sich langsam bis zu seinem Verstand vorarbeitete. Sie waren gerettet. Sie waren, so unglaublich es ihm in diesem Moment auch erschien, immer noch am Leben. Das prickelnde Glück darüber, sich atmen zu hören, seine zwar schmerzenden, aber dennoch funktionierenden Muskeln zu spüren, pulsierte warm und lebendig durch seine Adern.

Aber da war noch ein anderes Gefühl, das sich langsam an die Oberfläche arbeitete und sich schließlich wie ein Schatten über seinen Verstand legte. Kitayschas Verletzungen waren tödlich. Und als sie angegriffen wurde, war er nicht da gewesen. Er war nicht da gewesen, als ihr

der Morgenstern über den Schädel gezogen worden war. Er war nicht da gewesen ...

Seine klammen Finger glitten über den glatten, vom Wasser rund geschliffenen Felsen und krallten sich in das Hemd der Elfe. Er seufzte leise, als er ihren schwachen Atem vernahm.

Schließlich kämpfte er sich auf die Beine, hob die Kriegerin hoch und erklimmte den Hang, über den sich seine Retterin abgesetzt hatte.

Er fand sie schließlich einige Schritte flussabwärts. Sie hatte sich einen geeigneten Platz gesucht, um ihre Kleider zu trocknen. Inmitten einer geduckt stehenden, kreisförmigen Baumgruppe, die unliebsamen Einblicken vorbeugte, riss sie sich das nasse Hemd vom Leib und rieb sich bibbernd die Oberarme. Als sie ihn bemerkte, wandte sie ihren Blick ab. Ohne Hemmungen schälte sie sich aus ihrer tiefenden Hose, bis sie völlig nackt vor ihm stand.

„Was soll das, Thorn?“, blaffte sie ihn wütend an. „Du wärest ihretwegen fast ertrunken! Ihretwegen wären wir fast umgekommen!“

Mit einem verächtlichen Blick auf die Elfenkriegerin setzte sie hinzu: „Wir können sie nicht mitnehmen! Es muss dir doch klar sein, dass sie das nicht überlebt! Willst du mit ihr sterben, nach allem, was wir durchmachen mussten? Es war reines Glück, dass wir es bis hierhin geschafft haben! Willst du jetzt alles riskieren? Nur, um eine tote Elfe bis nach Valianor zu schleppen?“

Thorn maß sie mit ungerührtem Blick. Er kannte Rosmerta schon lange und manches Mal hatte er geglaubt oder zumindest gehofft, dass es unter ihrer kalten, berechnenden Fassade einen Funken Mitgefühl und Wärme gäbe. Tatsächlich gab es Momente, da war er sich dessen sicher. Doch dies war einer jener Augenblicke, da sie ihn eines Besseren belehrte. Sie war eine schöne Frau. Sie gehörte zu jener Sorte Frauen, die durch ihre bloße Anwesenheit einem Mann diesen selten dümmlichen Blick auf das Gesicht zaubern konnte. Doch Thorn zählte sich nicht zu ihnen. Zwischen Rosmertas liebevollere Erscheinung und ihre zum Teil faszinierende Scharfsinnigkeit, mit der sie ihn immer wieder überraschte, schob sich ein kalter, roher und manchmal grausamer Eigensinn, der

sich wie ein Schatten über ihr schönes Gesicht legte und ihn gewaltsam auf Distanz hielt.

„Solange du mit *mir* gehst, spielst du nach *meinen* Regeln“, sagte er nüchtern. „Du wirst dich wohl oder übel mit ihr abfinden müssen. Andernfalls trennen sich hier unsere Wege.“

„Ich versuche dir nur klarzu...“, setzte sie neu an, doch Thorn unterbrach sie.

„Das Problem ist, dass du nicht nur feige bist, sondern auch schwach. Ich will dich nicht beunruhigen, aber ich denke, ohne mich wirst du keine Chance haben zu überleben, und ich schätze, das weißt du auch.“

Er warf sein Bündel ins Gras und öffnete die Schnallen seiner Lederrüstung.

„Wer, wenn nicht ich, soll dich vor den ehemaligen Sklaven schützen, die dir auf dem Weg nach Valianor begegnen werden und sicher keine moralischen Bedenken haben, eine hilflose Frau wie dich – nun, wie soll ich sagen? – gefügig zu machen. Cartius' Vorhut hat das Emlintal sicher schon verlassen und verteilt sich in diesem Moment über das ganze verdammte Imperium! Sie haben gewonnen, Rosmerta! Wir sind Flüchtige und unsere Chancen, heil nach Valianor zu kommen, stehen so oder so ziemlich schlecht.“

Er schwieg einen Augenblick, dann wies er mit einem kurzen Nicken auf die bewusstlose Elfe und seine Stimme senkte sich zu einem schmerzlichen Flüstern.

„Alles, was mich jetzt noch interessiert, ist, Kitayscha am Leben zu halten. Du, der Senatsvorsitzende, das ganze verfluchte valianische Heer – ihr könnt meinetwegen verrecken!“

Rosmerta starrte Thorn fassungslos an. Was war nur in ihn gefahren? Hatten die vergangenen Erlebnisse, so schrecklich sie auch waren, seinen Verstand denn völlig verwirrt? War das der Waldläufer, mit dem sie vor drei Jahren in Testaceus' Dienste getreten war, der seine Ziele unerbittlich verfolgte und genau zu wissen schien, wie man seine Leute sicher durch gefährliche Situationen manövrierte? Offensichtlich war er mürbe geworden.

„Armer, verliebter Thorn“, säuselte sie. „Wie sehr dir die Elfe doch das Hirn verbrannt hat. Irgendwie scheinst du mit den Elfen kein Glück zu haben. Hast du darüber schon mal nachgedacht?“

Ihre Augen suchten Thorns Blick, aber er starrte durch sie hindurch. Also setzte sie noch eins drauf.

„Ich versteh dich einfach nicht! Warum wirfst du dein Leben weg, indem du krampfhaft an einem schon verlorenen festhältst? Seitdem du und Kitayscha ein Paar seid, scheinst du all deine Selbstsicherheit verloren zu haben. Und soweit ich mich erinnere, hält sie dich für einen Feigling. Hat sie dich nicht als Feigling bezeichnet, als ...“

„Sie hatte allen Grund dazu“, fuhr Thorn aus seiner Trance.

„Ach ja? Weswegen?“

„Ich habe sie an vorderster Front kämpfen lassen, während ich selbst aus sicherer Distanz meine Pfeile abfeuerte.“

Rosmerta zog die Stirn in Falten. „Als wir Testaceus’ Neffen befreien? Na und? Du bist nun mal ein besserer Bogenschütze als Schwertkämpfer.“

Thorn schüttelte energisch den Kopf. „Darum geht es nicht. Kit war immer die mutigere von uns beiden. Und nun ist sie fast gestorben, weil ich nicht da war, als sie mich brauchte. Es war das letzte Mal, dass ich sie ihm Stich gelassen habe! Und damit ist dieses Gespräch beendet.“

Rosmerta nahm verärgert ihre Kleider und legte sie auf einen flachen Stein zum Trocknen. Schließlich zog sie aus ihrem kleinen Rucksack eine Decke und breitete sie neben ihren Sachen aus.

„Warum bist du eigentlich aus Alba geflohen?“, fragte sie unvermittelt.

Thorn blickte auf.

„Du bist doch sicher nicht bloß losgezogen, um dir die Welt anzuschauen, oder? Irgendwas hat dich aus deiner Heimat vertrieben. Und es war bestimmt nicht der Krieg zwischen den Elfen und den Clans! Hab ich recht?“

Thorn antwortete nicht. Stattdessen wandte er sich ab, befreite die Elfe von ihren nassen Kleidern und kontrollierte ihren Kopfverband.

„Du kennst den Grund“, sagte er nach einer Weile leise.

„Womit wir wieder beim Thema wären“, antwortete Rosmerta und rieb sich bibbernd die nackten Arme. „Die Elfen bringen dir kein Glück. Du hättest gar nicht erst für ihre Freiheit kämpfen sollen. Wäre deine Verlobte nicht gewesen ...“

„Auch dann hätte ich mich auf die Seite der Elfen geschlagen, weil es eine Sache des Ehrgefühls ist. Ihr Volk wurde von den Menschen Albas unterdrückt.“

Thorn wusste, dass das nicht ganz der Wahrheit entsprach. Er hatte sich vor allem deshalb der Sache der Elfen angeschlossen und damit seinen eigenen Leute den Rücken gekehrt, weil er sich in die Tochter des Elfenkönigs verliebt hatte. Jaslana war der eigentliche Grund für seinen Sinneswandel. Er hatte sie geliebt, wenn auch auf ganz andere Weise als Kitayscha. Die Erhabenheit des elfischen Volkes, die Ruhe, die sie umgab, und ihre weise Voraussicht hatten ihn stets fasziniert, und Jaslana war die Verkörperung dieser Eigenschaften gewesen. Im Gegensatz zu ihr war Kit geradezu erfrischend menschlich. Wahrscheinlich hatte er sich ihr gegenüber genau aus diesem Grund immer gleichwertig gefühlt. Zumindest bis zu jenem Tag vor etwa einem Jahr, als sie Testaceus' zweiten Auftrag angenommen hatten. Damals war der Neffe des Senatsvorsitzenden entführt worden und Testaceus beauftragte ihn, den Jungen zurückzuholen. Bei der Befreiung waren sie in arge Bedrängnis geraten. Danach hatte Kit ihn einen Feigling genannt und Thorn spürte, dass in ihrem Vorwurf ein Funke Wahrheit lag.

Wie auch immer – Jaslana war im Krieg gestorben. Ihr Tod hatte ihn aus der Heimat der Elfen vertrieben. Kitayscha lebte noch. Und er würde alles dafür tun, dass dies so blieb.

„Meinetwegen, dann reden wir eben nicht über dich“, bemerkte Rosmerta, als Thorn nichts mehr hinzufügte. „Es interessiert mich sowieso nicht!“

Nervös tastete sie nach ihrer Decke, die auf dem Stein in der Sonne lag, und stellte gereizt fest, dass sie längst noch nicht trocken war.

Thorn schritt langsam am Ufer des Emlin entlang. In der einen Hand hielt er vier fette Rebhühner, in der anderen seinen Dolch. Links von ihm sprudelte das Wasser lebhaft das steinige Flussbett hinab. Thorn legte die Rebhühner auf einen Stein, steckte den Dolch weg, schöpfte mit den Händen Wasser und trank.

Schließlich drehte er sich auf den Rücken und schloss die Augen. Das zurückhaltende Vogelgezwitscher, das Plätschern des Wassers und das leise Säuseln des Windes verloren sich langsam. Ohne sich gegen die Müdigkeit zu wehren, die sich wie dicke Watte über seine Gedanken legte, ließ er sich in die Dunkelheit treiben.

Die Rufe der Kämpfenden drangen zu ihm hoch und die Zeit lief davon. In aller Eile zerriss er sein Hemd und wickelte es notdürftig um Kitayschas Stirn. Irgendjemand schrie am Fuße des Wachturms in Todesqualen. Die Angst, er sei zu spät gekommen, schnürte ihm die Kehle zu. Bleierne Ohnmacht lastete auf seinen Gedanken. Stimmen in seinem Kopf überhäuften ihn mit Vorwürfen: Wo warst du, als sie angegriffen wurde? Dort, wo keine Gefahr drohte? Hattest du Angst um deine eigene Haut?

Fast hätte er aufgegeben, fast den Glauben an Rettung verloren. Er wollte sich einfach neben sie legen und darauf warten, dass man ihn fand und tötete. Wie konnte er so auch weiterleben? Nichts mehr wäre für ihn noch von Bedeutung. Leben – Tod, Wahrheit – Lüge, Chaos – Ordnung: Ohne Kitayscha an seiner Seite war alles sinnlos.

Doch dann, als ob es nie einen Zweifel gegeben hätte, hob er sie hoch und stieg die Stufen hinab. Panik und Angst waren von ihm abgefallen. Mit fast stoischer Ruhe durchschritt er, ihren schlaffen Körper auf seinen Armen, die Menge der kämpfenden Soldaten, als ob keiner von ihnen eine Bedrohung darstellte. Irgendjemand stolperte in einem Ausweichmanöver über seine Beine, bevor er einige Schritte weiter reglos liegen blieb. Ein Schwert krachte direkt neben ihm auf einen Stein am Boden und splitterte. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, dass schräg vor ihm jemand aus einem Loch in der Erde kroch, was ihm seltsam

vorgekommen wäre, hätte er nicht jeden Sinn dafür verloren, was um ihn herum geschah.

„Hierher!“, schrie jemand, dessen zarte, für einen Mann ungewöhnlich kindliche Stimme ihm bekannt vorkam. „Ich hab’ ihn, ich hab’ ihn! Er hat bezahlt, Thorn! Er hat ...“

Die Stimme brach und ging in einen schrillen Schrei über. Ein leises Röcheln folgte. Dann wurde es vom Lärm der Schlacht übertönt. Doch Thorn schritt weiter.

Als er das steinerne Hauptgebäude erreicht hatte, tauchte Rosmerta plötzlich neben ihm auf, ihre Hand gegen eine Wunde an ihrer Schulter gepresst.

„Zum Fluss!“, keuchte sie und rannte los.

Sie hatte ihren Speer nicht bei sich. Auch er trug, abgesehen von seinem Dolch, keinerlei Waffen. Wie sollten sie sich schützen? Bis zum Fluss war es weit. Doch Thorn bahnte sich zwischen den schwitzenden, schlachtenden Körpern seinen Weg, ohne dass er angegriffen oder auch nur von einer Waffe gestreift wurde.

Er folgte Rosmerta über die Böschung, die sich hinter der Garnison der 14. Legion zum Fluss hinabneigte, und ließ die Schreie und das Klirren von Stahl hinter sich. Ohne ihre Gefährten, die im Innenhof der Garnison verbluteten, und ohne die restlichen Soldaten, die für das Imperium ihr Leben opferten, flohen sie vom Schlachtfeld und erreichten unbeschadet den Emlin.

Ruckartig setzte Thorn sich auf. Seine Freunde waren tot. Er selbst hatte aufgegeben und versucht, sein eigenes Leben und das Kitayschas zu retten. Aber dass sie tatsächlich davongekommen waren, obwohl die Sklavenarmee wie eine riesige Gewitterwolke über der Garnison der 14. Legion aufgezogen war, konnte er immer noch kaum glauben.

Cartius’ Anhänger waren nicht nur durch das Tor gestürmt, sie hatten auch Tunnel gegraben, durch die sie in die Feste eingedrungen waren.

Verfluchter Liam! Thorn fuhr sich nervös durch sein wirres Haar. *Ich hätte nie damit gerechnet, dass du mich verraten würdest! Niemals!*

Er hatte an Liams Rechtschaffenheit nie gezweifelt. Warum auch? Liam O'Neill war ihm als aufrechter Mann erschienen, mehr noch, er war zu einem engen Vertrauten und Freund geworden. Nie war Thorn in den Sinn gekommen, dass Liam ein Verräter sein könnte. Dabei hätte er jeden Neuankömmling verdächtigen müssen. Und Liam war einer von ihnen gewesen. Doch weil er ihm wesentlich mehr abgewinnen konnte als einem der stets gehorsamen Soldaten, ließ er sich dazu hinreißen, unvorsichtiger zu sein, als es die Situation erlaubte.

Während die Wellen des Sklavenheers gegen die Mauern der Garnison brandeten, hatte jemand von innen das Tor geöffnet. So hatte das feindliche Heer ungehindert einfallen können.

Und der Mann, der an den schweren Holzflügeln seinen Posten bezogen hatte, hieß Liam O'Neill.

Rosmerta fuhr sich missmutig durch ihr verfilztes Haar und flocht es verbissen zu einem Zopf. Ihr Blick löste sich von Kitayschas Körper und glitt durch die Baumstämme, wo sie Thorn ausmachte. Ob er etwas gefangen hatte, konnte sie aus der Entfernung nicht feststellen, aber sein Anblick hob ihre Stimmung sofort.

„Ich sterbe vor Hunger!“, versuchte sie ein unverfängliches Gespräch, als er das Lager erreichte.

Thorn antwortete nicht. Er ließ die vier Rebhühner neben die Feuerstelle fallen und ging neben Kitayscha in die Knie.

„Ihre Stirn ist heiß“, stellte er besorgt fest.

„Wie hast du die Vögel ohne deinen Bogen erlegt?“, fragte Rosmerta scheinbar interessiert.

Thorn hob vorsichtig den verbundenen Kopf der Elfe und träufelte Wasser aus dem feuchten Tuch, das er im Fluss getränkt hatte, in ihren Mund.

„Mit einem Stein“, murmelte er abwesend.

Kitayschas Lider zuckten wild hin und her und ein heftiges Beben erfasste ihren Körper.

„Guter Mann!“, sagte Rosmerta großzügig.

Dann beobachtete sie Thorn widerwillig dabei, wie er den letzten Tropfen aus dem Tuch presste und Kitayscha besorgt musterte. Thorn war so sehr auf die Elfe fixiert, dass es Rosmerta förmlich das Herz einschnürte. Und dabei war es naheliegend, dass Kits Elfenblut der eigentliche Grund für seine Vergötterung war. Dass es sich dabei um Liebe handelte, bezweifelte sie.

Erkannte Thorn nicht auch ihre eigenen elfischen Wurzeln? Wusste er, dass sie nur halb ein Mensch war? Gesagt hatte Rosmerta es ihm nie. Es war ein Geheimnis, das sie sorgfältig hütete – zu Recht, denn Mischwesen galten im Valianischen Imperium als Außenseiter und sie hatte Pläne, die sich damit nicht vereinbaren ließen. Doch um seinetwillen hätte sie den von ihr so wenig geliebten Teil in sich offenbart. Tatsächlich war sie kurz davor gewesen, Thorn in ihr Geheimnis einzuweißen. Doch Kit war ihr in die Quere gekommen, bevor sie sich dazu durchringen konnte. Und vermutlich hätte Thorn der Elfenkriegerin in jedem Fall den Vorzug gegeben. Immerhin war Kit eine vollwertige, sie hingegen nur eine halbe Elfe.

Ein hässlicher Gedanke machte sich in Rosmertas Kopf breit. Vielleicht würde Thorn ihre Zuneigung erwidern, sobald die Elfe das Zeitliche gesegnet hatte. Lange konnte es nicht mehr dauern. Von dieser Idee beflügelt, richtete sie sich auf, schnappte die Rebhühner und begann, sie sorgfältig zu rupfen. Ab und an warf sie einen heimlichen Blick auf den Waldläufer, der Kitayscha in seinen Armen hielt, um ihren kalten Körper zu wärmen und anscheinend nichts um sich herum wahrnahm. Nach einer wortlosen Mahlzeit packten sie zusammen und brachen in Richtung Süden auf.

Das Gebiet, das sich zwischen dem Emlin und der Straße nach Valianor hinzog, war weitestgehend Sumpflandschaft. Vor ihnen taten sich inmitten grüner Wiesen und Büsche zäh vor sich hin brütende braune Moortümpel auf. Thorn wusste, dass es eine gewisse Erfahrung erforderte, ein solches Moor zu durchqueren, doch er wagte es nicht, die Straße, die parallel zum Sumpfbereich Richtung Süden verlief, schon so früh zu be-

treten. Zu groß war die Gefahr, dass sich dort bereits die ersten Aufklärer von Cartius' Armee aufhielten.

Gedankenversunken liefen Thorn und Rosmerta unter einer bereits kraftvoll scheinenden Sonne nebeneinander her. Das Sonnenlicht blitzte und glitzerte in den kleinen Tümpeln wie Schmuckstücke auf den Tischen der Händler Valianors.

Thorn, der um einiges größer war als Rosmerta, marschierte nach kurzer Zeit vorneweg, in seinen Armen Kitayscha haltend, so als wöge sie nur wenige Gramm. Verzweifelt mühte sich Rosmerta über den aufgeweichten Boden. Eine leise Unruhe machte sich in ihr breit, nicht nur weil der Matsch bis zu ihren Unterschenkeln hochkroch, sondern auch, weil Thorn nichts tat, um ihr beim Überqueren der gefährlichen Passagen zu helfen. Sie hatte nicht das Geringste für Märsche dieser Art übrig. Thorn hingegen bewegte sich trotz des schlammigen Untergrunds und dem zusätzlichen Gewicht der Elfe erstaunlich leichtfüßig.

Nachdem sich Rosmerta redlich abgeplagt hatte, um Thorn einzuholen, versuchte sie verbissen, mit ihm Schritt zu halten. Ihr lederner Mantel, ein Geschenk des Senatsvorsitzenden, war bis zu ihren Hüften mit Schlamm überzogen.

„Meine Güte, Rosmerta“, feixte Thorn. „Da hast du endlich etwas Anständiges anzuziehen und dann wälzt du dich wie ein Schwein im Dreck! Was wird wohl die gehobene Gesellschaft Valianors denken, wenn sie dich in diesen Lumpen sieht?“

Rosmerta warf wütend ihren Zopf in den Nacken.

„Wir hätten diesen verdammten Auftrag gar nicht annehmen sollen!“, zischte sie beleidigt.

„Da gebe ich dir ausnahmsweise recht!“

Thorn dachte an ihre alten Spezialaufträge. Sie hatten nichts mit der Schlacht im Emlin-Tal gemein. Letztere war seine erste Mission als Kommandant valianischer Truppen gewesen und es stand außer Frage, dass er für derartige Missionen ungeeignet war. Warum hatte Testaceus ihm den Auftrag überhaupt zugespielt? Er musste doch gewusst haben, dass das Militär nicht sein Ding war?

Chroniken von Chaos und Ordnung



Du möchtest mehr über die Welt der Chroniken von Chaos und Ordnung erfahren?

Auf www.chaosundordnung.com findest Du Hintergrundinformationen, erfährst, was Chara in ihr kleines schwarzes Buch schreibt und bist stets auf dem Laufenden über die weiteren Entwicklungen der Chroniken.





Die Chroniken werden fortgeschrieben!



Wie ergeht es Thorn, Chara, Bargh und Telos in den Diensten Al'Jebals? Kann Testaceus sich ohne das Zep-ter an der Macht im Valianischen Imperium halten? Und welche neue Gefahren warten auf die Gefährten?

Aktuelle Infos und Erscheinungstermine der Folgebände findest Du auf unserer Verlagshomepage:

www.acabus-verlag.de

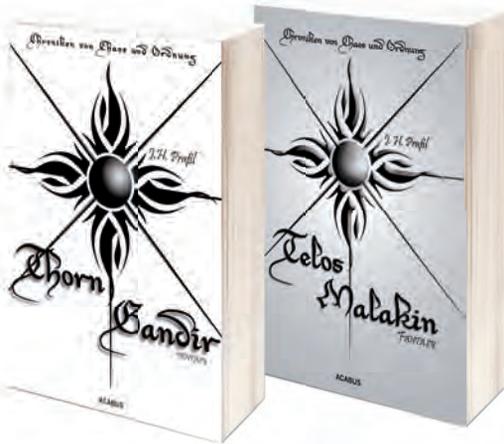


Spannende Aktionen, Verlosungen und Neuigkeiten erlebst Du hautnah auf unserer Facebook-Seite:

<http://de-de.facebook.com/acabusverlag>



Amalea im Doppelpack



Band 1 und 2 der „Chroniken von Chaos und Ordnung“ des österreichischen Autorenpaars J.H. Praßl erzählen vom Beginn der fantastischen Welt Amalea, in der Waldläufer, Assassinen, Priester, Magier und Barbaren für eine neue Welt kämpfen.

J.H.Praßl

Chroniken von Chaos und Ordnung. Band 1 & 2:
Thorn Gandir. Aufbruch & Telos Malakin. Prüfung

548 Seiten (Band 1)

584 Seiten (Band 2)

21,0 x 13,8 cm, Paperback

ISBN: 978-3-86282-452-6

Zusammen nur 26,90 EUR



9 783862 824526



Die Chroniken Band 1-4



J.H. Praßl
Chroniken von
Chaos und Ordnung. Band 1:
Thorn Gandir. Aufbruch

548 Seiten
21,0 x 13,8 cm, Paperback
ISBN: 978-3-86282-210-2



9 783862 822102

J.H. Praßl
Chroniken von
Chaos und Ordnung. Band 2:
Telos Malakin. Prüfung

584 Seiten
21,0 x 13,8 cm, Paperback
ISBN: 978-3-86282-316-1



9 783862 823161

J.H. Praßl
Chroniken von
Chaos und Ordnung. Band 3:
Bargh Barrowson. Chaos

692 Seiten
21,0 x 13,8 cm, Paperback
ISBN: 978-3-86282-395-6



9 783862 823956

J.H. Praßl
Chroniken von
Chaos und Ordnung. Band 4:
Lucretia L'Incanto. Krieg

688 Seiten
21,0 x 13,8 cm, Paperback
ISBN: 978-3-86282-440-3



9 783862 824403

Weitere Bände sind in Arbeit.
Alle Bände auch als E-Book erhältlich!

Unser gesamtes Verlagsprogramm
finden Sie unter:

www.acabus-verlag.de

